

Susanne Stolt

Grenzen der Emanzipation durch Arbeit

*Anerkennungskämpfe ostdeutscher Frauen
in Paarbeziehungen vor und nach der Wende*

In modernen Arbeitsgesellschaften wird die Überwindung der Geschlechterhierarchie vor allem mit der Frage verbunden, wie Frauen gleichberechtigt am Erwerbsleben teilnehmen können. Die Diskussion um die problematischen Seiten dieser »beschränkten Strategie« (Prokop 1976) ist umfangreich und alt, sie reicht zurück in die Anfänge der Frauenbewegung. Daß dennoch immer wieder darauf zurückgegriffen wird, hat viel damit zu tun, daß Arbeit in der modernen Gesellschaft zum »Fetisch Arbeit« (Hannah Arendt) geworden ist. Strukturelle Mechanismen und kulturelle Deutungsmuster blockieren die Sicht darauf, daß die Dominanz der Erwerbsarbeit Ergebnis einer historisch spezifischen, modernen Sozialentwicklung ist. Eine unreflektierte und unkritisch erwerbszentrierte Politik kann jedoch zur Reproduktion dessen beitragen, was eigentlich überwunden werden sollte: nämlich die männliche Vorherrschaft, die in der modernen Gesellschaft ganz wesentlich auf strukturellen Mechanismen beruht und mit der Dominanz der Erwerbsarbeit verquickt ist. Dieser Zusammenhang von normativer sowie institutionalisierter Erwerbsdominanz und männlicher Vorherrschaft ist vielfach in der Frauenforschung thematisiert und nachgewiesen worden.¹

Die DDR ist ein beredtes Beispiel, um die Begrenzungen erwerbszentrierter Emanzipationspolitik auch empirisch auf der Handlungsebene nachvollziehbar zu machen. Schließlich sind in der DDR-Gesellschaft Fortschritte bezüglich der Erwerbsintegration von Frauen erzielt worden, von denen heute noch viele träumen. Dennoch hat diese Politik wenig zur qualitativen Veränderung des Geschlechterverhältnisses beitragen können (Nickel 1994; Dölling 1991; Gerhard 1994).

Ich bin in meiner empirischen Untersuchung² der Frage nachgegangen, wie Frauen und Männer den Wandel des Alltags seit der Wende bewältigen. Mich interessierte, wie in den heutigen Problemen und Konflikten die ungelösten Geschlechterfragen von gestern wieder auftauchen. Dabei suchte ich mich deutlich abzugrenzen von jenen Vorstellungen, die von einem »Gleichstellungsvorsprung« (Geißler 1991) für Frauen in der DDR ausgehen, weil diese sich als eher hinderlich für die Untersuchung erwiesen: Sehr leicht nämlich werden dadurch die alten Verhältnisse verklärt und die auch in der DDR existierende Geschlechterhierarchie (Dölling 1996, 194f.) nicht mehr zum Aus-

gangspunkt der Analysen genommen. Daß diese Verklärung vor allem deshalb eintritt, weil implizit oder explizit die Erwerbsarbeit zum ausschließlichen Bezugspunkt für Emanzipation genommen wird, habe ich andernorts entfaltet (Stolt 1995, 1999a).

Die Interpretation der empirischen Ergebnisse habe ich in einen theoretischen Rahmen gestellt, der explizit nicht erwerbszentriert ist und statt dessen der Frage vernachlässigter Fürsorge nachgeht. Dabei habe ich die sozialpsychologische Theorie Jessica Benjamins (1990) aufgegriffen, die zeigt, daß es Autonomie ohne Bindung nicht geben kann. Aber moderne Kulturen sind davon geprägt, daß sie Bindungen einen geringen Stellenwert beimessen und Abhängigkeit verleugnen. Statt dessen wird Autonomie idealisiert und in einen polarisierten Gegensatz zur Bindung gestellt. Benjamin kann zeigen, wie diese polarisierte Struktur mit den Geschlechterbeziehungen und Geschlechterverhältnissen entsteht und einhergeht: Die idealisierte Autonomie ist mit Männlichkeit und strukturell mit männlicher Vorherrschaft verknüpft, Bindung dagegen mit Weiblichkeit und Unterlegenheit. Den Hintergrund zu dieser Entwicklung bildet aus einer sozialpsychologischen Perspektive die Entwertung der mütterlichen Fürsorge in der frühkindlichen Entwicklung, vor allem weil die fürsorgende Mutter in ihrer Eigenständigkeit und Subjektivität eingeschränkt ist und Autonomie einseitig vom Vater repräsentiert wird. Die geschlechtsdifferente Ich-Entwicklung, die auf dieser Basis einsetzt, bringt auf der einen Seite ein einseitig auf Autonomie orientiertes männliches Ich hervor, das die eigene Angewiesenheit auf Bindungen durch deren Abwertung und Kontrolle zu beherrschen sucht und das schwer in der Lage ist, aktive Fürsorge in die eigene Identität zu integrieren. Auf der anderen Seite wird die Entwicklung eines weiblichen Ichs befördert, das an Bindungen orientiert ist und zur Selbstverleugnung tendiert. Statt einer reziproken, auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden Beziehung entsteht so zwischen den Geschlechtern eine komplementäre und hierarchische Beziehung.

In der sozialen Abwertung von Bindung und Fürsorge, so meine These, finden wir eine Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen zwischen bürgerlichen Kulturen und der realsozialistischen DDR, die bisher zu wenig beachtet wurde.

Anerkennungskämpfe ostdeutscher Frauen in Partnerschaften

Im Folgenden möchte ich einige Ergebnisse aus meiner empirischen Forschungsarbeit skizzieren. Konzentriert habe ich mich dabei auf die Motive für die deutliche Familienorientierung von Frauen³, auf ihre Partnerschaften und die sich darin entfaltenden Beziehungsmuster, sowie auf die Bedeutung und Rolle des Berufs für das Leben der Frauen und ihre Position in der Familie.

Bei der Betrachtung der Handlungsweisen der Frauen und Männer bin ich grundsätzlich davon ausgegangen, daß sie danach streben, sowohl ihren Bedürfnissen nach Autonomie, als auch nach Bindungen gerecht zu werden. Ihr Ringen um eine Verbindung zwischen beiden Wünschen stößt jedoch regelmäßig

an jene Grenzen, die Autonomie und Bindung in einen polaren Gegensatz bringen.

In den Interviews zeigten sich unterschiedliche Handlungsmuster, um mit diesem Problem sowohl in der DDR, als auch nach der Wende umzugehen. Diese ließen sich wiederum in drei grundlegende Handlungstypen zusammenfassen: das bindungsorientierte, autonomieorientierte und balanceorientierte Handlungsmuster.

1. Die Bindungsorientierung: Im Zweifelsfall ein Dasein für die Familie

Die Frauen, die sich als bindungsorientiert beschreiben lassen, fühlten sich in erster Linie für das Familienleben, die Fürsorgebedürfnisse ihrer Partner und das Wohl ihrer Kinder verantwortlich. Ihre Biographien sind stark davon geprägt, daß sie Mutterschaft als Wert an sich empfanden und sich stark mit einem Dasein für andere identifizieren konnten. Frau Oswald z.B., eine 40jährige, arbeitslose Sprachwissenschaftlerin, Mutter eines 15jährigen Sohnes und einer 14jährigen Tochter, schilderte die Bedeutung von Mutterschaft folgendermaßen:

Ich habe mir also nie überlegt, daß wir also jetzt erstmal Haus und Auto, also solche Gedanken waren nicht. Also ich hab' geheiratet und ich wollte ein Kind haben. Also ... ich habe mir also nie irgendwelche Gedanken gemacht, ob ich nun sozial abgesichert bin, oder (lacht) ob ich, weiß ich nicht, schöne Tapeten an der Wand habe, sondern, äh, ich wollte Kinder haben. Also das gehörte für mich dazu.

Der Beruf wurde von diesen Frauen gegenüber der Familie deutlich in seiner Bedeutung zurückgestellt. Sie erachteten es als wesentlich wichtiger, den Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht zu werden und Zeit für die Familie zu haben, als sich im Beruf zu entwickeln oder dort weiterzukommen. Ein fachlich inhaltliches Engagement im oder für den Beruf ist bei keiner dieser Frauen – bis zur Wende zumindest – festzustellen. Gleichwohl hatte die Berufsausübung für sie einen hohen Stellenwert. Sie ist ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens gewesen, den sie nicht missen mochten. Sie verstanden die Erwerbsarbeit als Chance, der häuslichen Isolation zu entkommen, sozial integriert zu sein und finanziell wenigstens partiell – denn sie verdienten immer weniger als ihre Ehepartner – unabhängig sein zu können. Sie verbanden mit der Berufsarbeit jedoch vorrangig kommunikative und soziale Bedürfnisse.

Da es in der DDR genügend Arbeitsangebote gab, bedeutete ihre Entscheidung für Kinder und Hinwendung zur Familie aber nicht, tendenziell aus der Arbeitswelt ausgeschlossen zu werden. Und abgesehen davon, daß Mütter in der DDR gefördert wurden, konnten diese Frauen in der DDR darauf bauen, im Bedarfsfall ihren Arbeitsplatz wechseln zu können, wenn dieser den Erfordernissen des Familienalltags nicht entsprach. Meine Ergebnisse zeigen zugleich, daß es oft notwendig war, diese Freiräume zu nutzen, um den Bedürfnissen der Kinder gerecht werden zu können. Als beispielsweise Frau Oswalds

Kinder gesundheitliche Probleme bekamen und sie darüber hinaus bemerkte, daß sie zuwenig Zeit hatte, auf die Bedürfnisse ihrer Kinder einzugehen, wechselte sie in Teilzeitarbeit. Auch Frau Ebert, eine 35jährige arbeitslose Floristin und Mutter von Kindern im Alter von 14 und 5 Jahren, hat zweimal ihre Berufsarbeit für drei Jahre unterbrochen, weil ihre Kinder aus gesundheitlichen Gründen nicht in die Krippe gehen konnten.

Diese Frauen lebten in der DDR in klassisch komplementären Beziehungen bzw. Ehen. Während die Partner hauptsächlich ihrem Beruf nachgingen und den Hauptteil des Familienunterhalts erwarben, verstanden sich die beziehungsorientierten Frauen als für die Fürsorgebedürfnisse aller Familienmitglieder verantwortlich. Ihnen war es wichtig, sich aktiv für die Bindungen in der Familie einzusetzen und ihnen entsprechende Möglichkeiten der Entfaltung zu schaffen. Nicht nur die Strukturen in der DDR – z.B. das Verdienstgefälle zuungunsten von Frauen – legten ihnen die Hauptverantwortung für die Kinder und Familie insgesamt nahe. Darüber hinaus strebten diese Frauen auch gar keine andere Arbeits- und Rollenteilung an. Sie sahen es eher als Privileg an, sich Zeit für ihre Kinder nehmen zu können, weil sie der emotionalen Beziehung zu ihren Kindern einen großen Stellenwert beimaßen. Fast empört wies etwa Frau Ebert die Vorstellung zurück, daß sie das Baby- bzw. Mütterjahr mit dem Vater hätte teilen können.⁴ Auf die Frage, warum sie ihre Art der Aufgabenteilung gewählt hat, antwortete Frau Ebert:

Das wollte ich. Ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, daß das irgendwie mein Mann ... das hätte ich wahrscheinlich auch komisch gefunden. Ah, ich bin die Mutti und ... ich möchte ja mein Kind großziehen, weil ich finde es ganz toll. Das schönste Erlebnis, was es gibt, von kleinauf ... also ich liebe ganz kleine Kinder, auch wenn sie viel Arbeit machen.

Daß die Männer aktive Fürsorge von ihren Frauen auch erwarteten, läßt sich an den Beispielen der Ehepartner von Frau Ebert und Frau Oswald nachvollziehen. Dabei sind es nicht nur innere Orientierungen gewesen, die diese Erwartungen unterstützten, sondern ebenso ließen die kulturellen Deutungsmuster sowie nach der Wende zunehmend die beruflichen Anforderungen wenig Freiräume dafür, sich als Mann stärker auf Bindungen in der Familie zu beziehen und damit die rigide Rollendefinition von Männlichkeit zu durchbrechen.

Herr Ebert und Herr Oswald sind beide von ihrer ersten Ehefrau geschieden, für beide war diese Trennung sehr schmerzhaft. Herrn Eberts erste Ehe scheiterte daran, daß er sich zuwenig Zeit für Frau und Kinder nahm, statt dessen seinen ehrgeizigen Berufszielen als Koch in einem Interhotel nachging. Nur schwer verkraftete er jedoch die Zeit des Alleinseins und schwor sich, sich in der nächsten Ehe mehr Mühe zu geben. Darüber hinaus jedoch wünschte sich Herr Ebert nach den Erfahrungen seiner ersten Ehe eine häusliche, familienorientierte Frau. Als er seine jetzige Frau kennenlernte, fielen ihm vor allem Eigenschaften wie »sehr häuslich, sehr familiär, sehr einfühlsam« an ihr auf. Die Schilderungen Herrn Eberts machten zugleich deutlich, daß er nicht in der Lage war, diese Zuwendung und aktive Fürsorge seiner Frau wirklich anzuer-

kennen. Herr Ebert erwartete statt dessen, daß seine Frau mehr beruflichen Ehrgeiz entwickeln würde.

Während Frau Ebert in der DDR weiterhin ohne Probleme berufstätig geblieben wäre, ist sie nach der Wende arbeitslos geworden. Ihr unter den DDR-Verhältnissen geprägtes Berufsengagement reichte nun nicht mehr aus, um unter den neuen, konkurrenten Bedingungen aktiv mit ihrer Arbeitslosigkeit umgehen und sich beruflich behaupten zu können. Frau Ebert hatte Angst vor dem Lernen und war froh, wie sie sagte, daß man ihr keine Umschulung für den Bürobereich über das Arbeitsamt angeboten hat. Angst hatte sie auch davor, die höheren Leistungsanforderungen im Beruf und den Streß zwischen Familie und Beruf nicht mehr bewältigen zu können. Statt dessen zog sie sich in die Familie zurück und arbeitete stunden- und aushilfsweise in einem Blumenladen als Handlangerin. Genau das genügte ihrem Mann jedoch nicht: »... ich möchte, daß meine Frau auch ihr Geld verdient. Und daß sie auch ein bißchen unabhängig ist«. Herr Ebert verband mit der Vorstellung einer Vollerwerbstätigkeit seiner Frau jedoch nicht, daß er sich dann stärker als zuvor um die Familie kümmern würde. Dafür ließ ihm seine Berufsorientierung auch gar keine Zeit. Seine Vorstellung war vielmehr, daß seine Frau sich sowohl um die beiden Kinder, als auch um seine Bedürfnisse kümmern, gleichzeitig aber einer Berufsarbeit nachgehen sollte. Unschwer ist in seinen Vorstellungen das Gleichberechtigungsmodell der DDR wiederzuerkennen, wo Frauen durch die staatliche Politik unter die Arme gegriffen wurde, um die Probleme ihrer Hauptverantwortung für die Familie auszugleichen. Auf die Frage, was getan werden mußte, damit Frauen und Männer gleichberechtigt sein können, antwortete Herr Ebert:

Die Gesetze [mußten] so verändert werden, daß es wirklich nun mal, daß es wirkliche Gleichberechtigung gibt. Daß sich eben eine Frau, die nun mal biologisch die Kinder kriegt, (...) daß sie trotz ihres biologischen Unterschieds sich auch in ihrer Persönlichkeit weiterentwickeln kann, genauso wie der Mann.

Angeichts der gewandelten Erwerbsarbeitsbedingungen seit der Wende wurde also die Fürsorgeorientierung seiner Frau jetzt zum Problem für die Beziehung zwischen beiden, obwohl Herr Ebert genau diese Eigenschaften bei seiner Frau schätzte. Frau Ebert war ihrerseits nicht in der Lage, sich zu wehren: Sie konnte die Fürsorge, die durch ihren stärkeren beruflichen Einsatz gefehlt hätte, für sich selbst und die Familie von ihrem Mann nicht einfordern, weil Fürsorge sozial nicht anerkannt und deshalb darüber nur schwer zu kommunizieren war. Als naturhafte Eigenschaft von Mütterlichkeit definiert, war eine gemeinschaftliche und gegenseitige aktive Fürsorge nicht einklagbar. Aber auch die einseitige Bindungsorientierung von Frau Ebert verhinderte ein Durchbrechen des komplementären Beziehungsmusters. Ein Beharren auf eigenen, beruflichen Zielen und deren Durchsetzung schien ihr weniger wichtig zu sein als die Sorge um die Familie.

Herr Oswald, der als Physiker auch nach der Wende beruflich erfolgreich

gewesen ist, hatte mit seiner ersten Ehe ähnlich schmerzhaft Erfahrungen gemacht wie Herr Ebert. Seine Frau trennte sich von ihm wegen einer anderen Beziehung, und aus seinen Schilderungen wurde deutlich, daß es lange dauerte, bis er diesen Verlust verkraftet hatte. Er beschrieb seine erste Frau als berechnend und kalt. Auch er wünschte sich nach diesen Erfahrungen offenbar eine Frau, die das mitbrachte, was ihm fehlte, nämlich die Bereitschaft zur aktiven Fürsorge. Im Gegensatz zu Herrn Ebert erkannte Herr Oswald jedoch die Fürsorge seiner Frau ausdrücklich an. Er hätte auch nichts dagegen gehabt, wenn sie zu Hause geblieben wäre, was für Frau Oswald jedoch nicht in Frage kam. Sie hatte zwar nach der Wende Schwierigkeiten, mit den veränderten Bedingungen im Erwerbsleben zurechtzukommen. Diese verlangten von ihr, sich stärker als bisher am Beruf zu orientieren, um sich darin auch behaupten zu können. Hier verfügte Frau Oswald aber über mehr individuelle Potentiale als Frau Ebert, so daß ihr diese Anpassung gelang. Sie hatte eine bessere Qualifikation und die Fähigkeit zu lernen sowie beruflich aktiv zu werden. Zudem waren ihre Kinder älter und bald selbständig, so daß sie wieder mehr Freiräume hatte, sich auf ihre eigenen Interessen gegenüber der Familie zu besinnen. Frau Oswald war so in der Lage, das alte Muster im Umgang mit dem Beruf zu überwinden und in diesem Feld eigenständiger und selbstbewußter zu werden. Sie hat sich die Bedingungen gesucht und geschaffen, um sich als Sprachlehrerin für Kinder selbständig zu machen. In diesem Zusammenhang wurden im Interview nicht zufällig die Ängste und Unsicherheiten ihres Mannes deutlich: Herr Oswald äußerte deutlich seine Sorge, daß seine Frau zu selbständig werden könnte und sich aus ihrer bisherigen Rolle in der Familie entfernen könnte. So wird deutlich, daß Herr Oswald auch spürt, daß er auf die emotionale und tätige Fürsorge seiner Frau angewiesen ist.

Diese beiden Beispiele beziehungsorientierter Frauen zeigen, wie traditionelle Deutungs- und komplementäre Beziehungsmuster sich in der DDR erhalten konnten. Die Bedürftigkeit der Männer traf auf die Fürsorgeorientierung der Frauen – beides ergänzte sich in den Erwartungen und in einer Praxis, bei der konkreten Bindungen und der dazugehörigen Fürsorge zumindest offiziell wenig Raum⁵ zugestanden wurde. Die berufliche Tätigkeit der Frauen hat an dieser Komplementarität wenig verändern können. Beide Frauen lösten Probleme, die sich durch die strukturell und sozial marginalisierten Fürsorge- und Bindungsbedürfnisse ergaben, durch eine klassisch polarisierte Arbeits- und Rollenteilung in der Ehe. Die Berufsarbeit dieser Frauen wurde noch in der DDR durch diesen Lösungsweg nicht grundsätzlich in Frage gestellt, weil es genügend Nachfrage nach Arbeitskräften gab und eine Integration von Frauen in die Erwerbssphäre auch politisch gewollt war. Die Probleme waren so aber nur stillgelegt, nicht gelöst. Sie brachen für die Frauen nach der Wende dadurch wieder auf, daß sie in berufliche Schwierigkeiten gerieten, u.a. weil eine Verbindung von Familienverantwortung und Beruf für diese Frauen nicht mehr so einfach zu bewerkstelligen war wie zuvor.

2. Die Autonomieorientierung: Ein prekärer Bezug zu Bindungen

Frau Koch ist das einzige Beispiel für die Autonomieorientierung einer Frau in meiner Untersuchung. Sie ist 29 Jahre alt und Kommunikationselektronikerin. Mit ihrem Mann, einem Ingenieur, hat sie zwei Kinder, eine sechsjährige Tochter und einen vierjährigen Sohn. Trotz vieler Widerstände und Umwege ließ sie sich nicht darin beirren, einen Arbeitsbereich anzustreben, der ihren starken fachlichen und leistungsbezogenen Interessen entsprach. So hatte Frau Koch kurz vor der Wende ein Studium in einer anderen Stadt aufgenommen, dafür das Babyjahr vorzeitig abgebrochen und die Betreuung der Tochter während der Woche ihrem Partner überlassen. Sie brach das Studium nach der Wende wieder ab, weil sie damit nicht mehr die gleichen Zukunftsaussichten verbinden konnte. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes wurde ihr eine Stelle angeboten, die ihren Vorstellungen entsprach, und wieder beendete Frau Koch den Erziehungsurlaub vorzeitig, um diese Chance nutzen zu können. Frau Koch stellt also nicht ihren Beruf zugunsten der Familie zurück, so wie es bei den bindungsorientierten Frauen deutlich wurde. Für sie ist typisch, daß sie im Konfliktfall dem Beruf Vorrang einräumte, soweit dies möglich war. Aus mehreren Äußerungen Frau Kochs ließ sich zudem entnehmen, daß ihre Entscheidung für Mutterschaft stark von dem normativen Muster in der DDR beeinflußt wurde, das die frühzeitige Gründung einer Familie nahelegte. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich Frau Koch wahrscheinlich unter gesellschaftlichen Umständen wie in Westdeutschland viel später für oder auch gegen Mutterschaft entschieden hätte.

Für Frau Koch war eine Anpassung an die neuen beruflichen Anforderungen nach der Wende kein Problem, im Gegenteil: Sie konnte sich sogar verbessern und war auch allgemein zufriedener mit den fachlichen Bedingungen im Beruf. Statt dessen aber hatte sie große Probleme mit ihrem Privatleben. Deutlich wurde das u.a. daran, daß sie die Entscheidung für ihr zweites Kind – das sie 1991 bekam – bereute. Während sie ihre erste Schwangerschaft vor der Wende und auch die Zeit zu Hause mit ihrer Tochter positiv empfunden hatte, war beim Sohn alles anders. Nicht nur, daß sie schon während der Schwangerschaft an ihrer Entscheidung zweifelte, auch den Erziehungsurlaub empfand sie – anders als zuvor – vor allem als Last und Isolierung, der sie möglichst bald entkommen wollte.

Auslöser für die veränderte Einstellung waren zum einen die neuen Bedingungen, die ihre Lage als Mutter prekär machten, insbesondere auch im Beruf. Aber viel deutlicher noch wirkte die Krise, in die Frau Kochs Ehe geraten war, als Auslöser für die Probleme, die sie heute mit den Bindungen ihren Kindern gegenüber hatte. Seitdem ihr Mann nämlich Anfang 1991 in einen westdeutschen Betrieb wechselte, ging er völlig in seinem Beruf auf und kümmerte sich nicht mehr wie zuvor um seine Frau und Kinder. Er bemühte sich zwar weiterhin, bestimmte Pflichten und Aufgaben in der Familie zu erledigen – die Arbeitsteilung war bei den Kochs weitgehend egalitär –, aber dies geschah, wie seine Frau beklagte, nur noch mechanisch. Auch Herr Koch selbst beschrieb, wie sehr der Beruf ihn beanspruchte und daß er aus diesem Grund kaum in der

Lage sei, sich nach Feierabend noch seiner Familie emotional zu widmen. Diese Veränderung begründet Herr Koch:

Sie sind ja theoretisch anders ausgelastet, also ... (...) sagen wir mal, Mann, Frau. Wenn Sie früher doch viele, sagen wir mal, Befriedigungs... oder, ja, Befriedigungsversuche auch in der privaten Beziehung abliefen, also wenn ich da Arbeit und privat und so jetzt mal so trenne, dann ist doch relativ viel ... oder Selbstbestätigung oder was da so abläuft, (...) ist doch mehr verlagert auch auf die Arbeitsebene.

I: Für Sie persönlich jetzt auch?

Für mich persönlich, ja. Einfach zwanghaft, vielleicht auch aus diesem Streß heraus. Sie sind nicht mehr so, sage ich mal, so drauf angewiesen, nach Feierabend nun noch ausgelastet zu werden, weil Sie sind eigentlich ausgelastet.

Vor der Wende war die Beziehung von einer deutlicheren Gegenseitigkeit und Übereinstimmung geprägt, die durch die nunmehr verstärkte Orientierung von Herrn Koch auf seine Berufsarbeit verloren gegangen ist. Die Klagen und Beschwerden Frau Kochs ihrem Mann gegenüber führten zu nichts, im Gegenteil: Herr Koch schottete sich noch weiter von seiner Frau ab, um nicht, wie er sagte, wegen der Konflikte belastet zur Arbeit gehen zu müssen. Frau Koch suchte sich einen Ausgleich für die Vernachlässigung durch ihren Mann dadurch, daß sie sehr viel ausging, neue Leute und Musik kennenlernte. Aber auf Dauer schien sie das nicht zufriedenzustellen, denn sie äußerte deutlich ihre Unzufriedenheit gegenüber den Veränderungen: »... ich fand's damals [vor der Wende, d.V.] schöner, also da waren wir glücklicher, da hatten wir viel mehr zusammen gehabt und wir haben, weiß ich nicht, wir haben so viel unternommen, und dafür ist jetzt einfach keine Zeit mehr.«

Während also für beziehungsorientierte Frauen wie Frau Ebert und Frau Oswald nach der Wende der Beruf zum Problem wurde, war es bei Frau Koch die Familie. Sie hatte sich in der DDR für Mutterschaft und Ehe entschieden, aber nur mit einer begrenzten inneren Fähigkeit und Bereitschaft, dafür wirklich aktiv Sorge zu tragen. So waren ihre Kinder jetzt zu einem Problem und Hindernis für sie geworden, obwohl sie sich zugleich nach einem glücklichen Familienleben zurücksehnte und selbst Kinder gewünscht hatte. Die Zuwendung ihres Mannes, die Sozialpolitik und die weniger polarisierten Verhältnisse zwischen Familie und Beruf in der DDR hatten für Frau Koch früher Freiräume eröffnet, das Spannungsverhältnis zwischen Autonomie- und Bindungswünschen zu überbrücken. Diese Voraussetzungen sind jedoch nicht mehr gegeben. So mündeten die Veränderungen in Frau Kochs Leben seit der Wende in eine schwere innere Krise, die sie zwang, sich über die Bedeutung von Kindern und Bindungen in ihrem Leben wirklich klar zu werden. Frau Koch läßt sich zwar im herkömmlichen Sinne als emanzipiert begreifen, weil sie berufs- und leistungsorientiert ist und auch beruflich Erfolg hat. Dennoch wurde sie nach der Wende tief unglücklich, weil sie sehr wohl Bindungswünsche hat, die

sich jedoch nicht mehr wie früher ohne Gefährdung ihrer Autonomiewünsche realisieren ließen. Hier befand sich ihr Mann in einer gänzlich anderen Situation. Ihm stand als Mann die Möglichkeit offen, die Verantwortung für verlässliche Bindungen an die Partnerin zu delegieren. Seine Äußerungen machten beispielsweise deutlich, daß er die Schwierigkeiten seiner Frau, allein mit ihrer Mutterrolle zurechtzukommen zu müssen, als Problem empfand.

Herrn Kochs Beispiel macht darüber hinaus deutlich, wie bestimmte einseitige männliche Identitätspotentiale durch die neuen Strukturen und Anforderungen im Erwerbsleben aktiviert und bestärkt werden konnten. War er vor der Wende noch ein fürsorgender Vater und Ehepartner, so hat er dieses Engagement – zumindest vorläufig – zugunsten seines lange vernachlässigten Wunsches nach beruflicher Selbstverwirklichung⁶ aufgegeben. Er ließ seine Frau mit der fürsorgenden Rolle allein, obwohl ihm – wie seine Schilderungen deutlich machen – klar war, daß sie mit dieser Rolle überfordert war. Die Basis für seine Handlungsweise seiner Frau gegenüber war jedoch letztlich sein eigener Wunsch nach fürsorgender Zuwendung. Angesichts seiner starken beruflichen Einbindung war eine Partnerin, die Zuwendung und Fürsorge für sich selbst einforderte, anstatt ihn zu entlasten und aufzufangen, für ihn nicht mehr zu verkraften. Die Beziehung scheiterte im Grunde genommen daran, daß beide Seiten nicht mehr zu gegenseitiger Fürsorge und Zuwendung bereit oder fähig waren.

3. Die Balanceorientierung: Eine schwierige Suche nach Vermittlung

Die Mehrzahl der von mir interviewten Frauen wies eine Balanceorientierung auf. Typisch für diese Frauen war, daß sie sich weder vorrangig auf den Beruf, noch auf die Familie bezogen, sondern immer wieder nach einem Ausgleich zwischen den damit verknüpften Wünschen nach Eigenständigkeit und emotionalen Beziehungen suchten. Sie suchten auch nicht nur im Beruf, sondern ebenso in der Beziehung zum Partner Eigenständigkeit: So lehnten sie es ab, ausschließlich für ihren Partner dazusein und hatten in dieser Hinsicht mehr oder weniger klare Forderungen und Vorstellungen. Das heißt nicht, daß nicht trotzdem eine klassische Arbeits- und Rollenteilung in der Familie existieren konnte. Aber dann wurde dies als Problem oder als vorübergehend betrachtet und thematisiert bzw. Widerstand dagegen geleistet, bis hin zur Trennung. Der Beruf konnte dabei ganz pragmatisch gehandhabt werden, wenn es die Situation erforderte, und vorübergehend zurückgestellt werden. Er blieb aber dennoch längerfristig mit dem Anspruch auf Selbstbehauptung und oft auch Selbstverwirklichung verknüpft. Eine Balance zwischen beiden Ansprüchen zu finden, war angesichts der polarisierten Verhältnisse auch zu DDR-Zeiten oft schwierig. Die Wende brachte hier also keine grundsätzliche Veränderung, jedoch nahmen die Schwierigkeiten noch zu, weil die beruflichen Leistungsanforderungen deutlich gestiegen waren und Arbeitsplatzunsicherheit herrschte. Bei einigen dieser Frauen spitzten sich damit auch die Konflikte in der Beziehung zu. Deutlich wurde aber auch, daß sie über wesentlich mehr

Potentiale verfügten, mit der neuen Situation umzugehen und sich dennoch durchzusetzen, als etwa die beziehungsorientierten Frauen. Gewohnt, flexibel zu sein und mit Schwierigkeiten fertig zu werden, waren sie in der Lage, mit den neuen Lebensanforderungen aktiv und gestaltend umzugehen.

So war eine 41jährige arbeitslose, promovierte Ökonomin – Frau Christoph – in der Lage, für sich selbst Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zu organisieren, die ihr die Gelegenheit zu einem Neueinstieg in die Berufsarbeit als Sozialarbeiterin gaben. Zugleich war sie aber in der Lage, dabei immer wieder Rücksicht auf ihre Familie zu nehmen. Allerdings war auch ihre Situation als Mutter dadurch entlastet, daß sich ihre Kinder schon in einem selbständigen Alter befanden (13 und 15 Jahre).

Frau Christophs Schilderungen zeigten, daß sie zwar eine weitgehend partnerschaftliche Beziehung mit ihrem Mann verwirklichen konnte, diese aber immer dann an Grenzen stieß, wenn es um die Fürsorgebedürfnisse in der Familie ging. Ihr Mann war nach der Wende beruflich stärker eingespannt als früher und hatte einen längeren Weg zur Arbeit. Schon deshalb erledigte Frau Christoph mehr im Haushalt und kümmerte sich auch mehr um die Kinder. Sie machte das freiwillig, weil sie damit mehr gemeinsame Zeit mit ihrem Partner gewinnen konnte. Dieses Verhalten reflektierte sie im Interview aber zugleich als »wahrscheinlich frauentypisch«. An einer anderen Stelle sagte Frau Christoph, daß es wichtiger für ihren Mann sei, eine Arbeit zu haben, als für sie selbst. Frau Christoph fand zudem, daß es kaum erträglich sein würde, wenn beide beruflich so stark belastet wären wie ihr Mann jetzt, weil dann die Familie zu kurz käme. Aus ihren Schilderungen ließ sich entnehmen, daß ihre Kompromißbereitschaft in bezug auf die familiäre Rollenverteilung schon vor der Wende notwendig war.

Daß Frau Christoph nicht nur auf ihren Beruf orientiert war, sondern zugleich großen Wert auf ihre Familie legte, wurde an ihren Motiven, das Babyjahr allein in Anspruch zu nehmen, deutlich.

Ich hab' mich auf beide Kinder gefreut, (...) also das wär' für mich auch gar nich' in Frage gekommen. (...) ... manche haben ja auch das Baby ... oder wenige haben ja auch das Babyjahr geteilt, ein halbes Jahr der Mann, ein halbes Jahr die Frau oder so. Trotzdem nachher zum Schluß ich dann mich auch wieder auf die Arbeit gefreut habe, aber irgendwie hab' ich auch das Jahr als schön empfunden.

Wichtig ist für Frau Christoph die Möglichkeit gewesen, die Bindung zu ihren Kindern selbst aktiv gestalten und erfahren zu können. Zugleich wurde deutlich, daß der äußere, normative Widerstand in der DDR gegen eine andere Regelung mit ihrem Mann groß gewesen wäre. Die Nachteile, die sich für Frau Christoph mit diesem Arrangement ergaben – nach ihren Aussagen ist sie dadurch beruflich langsamer als andere vorangekommen –, wogen für sie weniger schwer als ihr Bedürfnis, ihre Mutterrolle ernst zu nehmen. Nach Wiederaufnahme ihrer vollen Berufstätigkeit nach dem Elternurlaub empfand Frau

Christoph die Situation für ihre Mutterschaft als nicht ideal. Sie hatte das Gefühl »immer zwischen Baum und Borke« zu stehen, gepaart mit Gewissensbissen ihren Kindern gegenüber. Heute sei sie froh, ein bißchen mehr Zeit für die Kinder zu haben, obwohl sie sie jetzt schon nicht mehr so brauchten. Und im Rückblick auf ihr Leben sagte Frau Christoph, daß sie gerne mehr Zeit für ihre Kinder gehabt und lieber Teilzeit gearbeitet hätte, was in der DDR jedoch nur schwer durchzusetzen gewesen wäre.

Damit macht Frau Christoph auf ein Problem aufmerksam, das nicht nur die beziehungsorientierten Frauen hatten: Angesichts der erwerbszentrierten Strukturen waren die Fürsorgebedürfnisse immer bedroht, zu kurz zu kommen. Und um diesen dennoch gerecht zu werden, waren auch in der DDR – trotz der Sozialpolitik – Kompromisse in der Beziehung und Kompromisse im Beruf nötig. Zugleich bewirkte die fehlende soziale Anerkennung von Fürsorge und Bindungen in der DDR, daß Wünsche danach nicht kommunizierbar und verhandelbar waren. Die Wünsche dieser Frauen, sowohl eigenständig und beruflich erfolgreich zu sein, als auch sich aktiv um nahestehende Menschen sorgen zu können, stießen regelmäßig an die Barrieren einer männlichen Identität, in die aktive Fürsorge nur schwer integriert werden kann, sowie auf soziale Strukturen, in denen auf Bindungswünsche keine Rücksicht genommen wurde. Statt dessen wurden die traditionellen Geschlechterrollen bemüht, um die auftretenden Alltagsprobleme zu lösen.

Die geschilderten Fälle haben deutlich gemacht, wie die Polarisierung von Autonomie und Bindung sich als Problem im Alltagshandeln in der DDR niederschlug und besonders nach der Wende wirksam wurde. Bei den beziehungsorientierten Frauen wurde das Problem entwerteter Fürsorge durch eine klassisch komplementäre Beziehung gelöst, die sich nach der Wende noch nachteiliger für diese Frauen auswirkte. Bei der autonomieorientierten Frau Koch dagegen ließ sich nachvollziehen, welche Probleme und Leerstellen entstehen, wenn beide Seiten in einer Partnerschaft dem Ideal der Autonomie folgen. Und insbesondere bei den balanceorientierten Frauen kam das Problem der vernachlässigten Fürsorge zum Vorschein: Ihre Fähigkeit zur Selbstbehauptung geriet dadurch an eine Grenze, daß sie die Bindungen und Fürsorgebedürfnisse in der Familie ernst nahmen, dabei aber auf keine Entsprechung auf der Männerseite stießen. Die berufliche Einbindung der Frauen in der DDR hat an diesen Problemen nur wenig ändern können.

Anmerkungen

Ich danke insbesondere Gabriele Hanke, Carmen Plonka-Dreier und Christina Schulz, die wesentlichen Anteil an der hermeneutischen Interpretation hatten.

- 1 Siehe z.B. Eckart 1993a; Krüger 1995.
- 2 Diese qualitative Studie beschäftigte sich mit dem Wandel der Lebenssituation von ost-deutschen Frauen, die in Partnerschaften mit Kindern leben. Dazu habe ich zwischen Dezember 1994 und Februar 1996 zwölf Frauen und drei Männer befragt. Sechs Interviews

wurden hermeneutisch, die übrigen inhaltsanalytisch ausgewertet. Die Ergebnisse der Untersuchung sind ausführlich dargelegt in Stolt 1999b.

- 3 Siehe dazu z.B. Allensbach 1993, 55ff.
- 4 Dies wäre rein rechtlich betrachtet nach der Sozialgesetzgebung der DDR möglich gewesen.
- 5 An dieser Stelle ist anzumerken, daß sich die Menschen in der DDR gerade in der Arbeitswelt Räume für ihre privaten Bezüge schufen. Aber dies war politisch und sozial nicht gewollt und wurde bekämpft. Vgl. z.B. Kohli 1994.
- 6 An dieser Stelle sollte mitgedacht werden, daß sich diese Möglichkeit seit der Wende deutlich erhöht hatte.

Literatur

- Benjamin, Jessica (1990): *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt/M.
- Dölling, Irene (1991): Über den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften und die Geschlechtsfrage im gesellschaftlichen Umbruch. In: Zapf, Wolfgang: *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a.M. 1990*. Frankfurt/M. / New York, S. 407–417.
- Dies. (1996): Nachbemerkung. In: Andruschow, Karin u.a. (Hrsg.): *Frauen in den neuen Bundesländern – go West? Tagungsreader der 6. Tagung »Sozialunion Deutschland« am 4.10.1995*. Band 11 der Reihe »Umbruch. Beiträge zur sozialen Transformation in den alten und neuen Bundesländern«. Berlin, S. 192–199.
- Eckart, Christel (1993): Normalarbeitstag, Teilzeit und Frauenautonomie. Die verleugneten Voraussetzungen des »Normalarbeitsverhältnisses« und ihre Wiederkehr in weiblichen Berufsbiographien. In: *Widerspruch*, Heft 25, Juni 1993, S. 109–123.
- Gerhard, Ute (1994): Die staatlich institutionalisierte »Lösung« der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, S. 383–403.
- Geißler, Rainer (1991): Soziale Ungleichheit zwischen Frauen und Männern im geteilten und im vereinten Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft B 14-15, S. 13–24.
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, S. 31–61.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/M. / N.Y.
- Nickel, Hildegard Maria (1994): Geschlechterverhältnis in der Wende. Individualisierung versus Solidarisierung? Antrittsvorlesung vom 5. Juli 1993 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Fachbereich Sozialwissenschaften. In: *Öffentliche Vorlesung, hrsg. von der Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin*. Berlin. (Auch abgedruckt in: *Deutschland Archiv*, 26 Jg., Oktober 1993).
- Prokop, Ulrike (1976): *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*. Frankfurt/M.
- Stolt, Susanne (1995): Mehr als Arbeit – Zur Diskussion um Frauenpolitik zwischen Ost und West. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hrsg.): *Jahrbuch '94/95*. Köln, S. 265–276.
- Stolt, Susanne (1999a): Die Macht der Arbeit. Geschlechterkonflikte im ostdeutschen Alltag nach der Wende. In: Andres-Müller, Heide u.a. (Hrsg.): *ORTSveränderungen – Perspektiven weiblicher Partizipation und Rauman eignung*. Königstein/Ts.
- Stolt, Susanne (1999b): *Zwischen Arbeit und Liebe. Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland seit der Wende*. Dissertation, Kassel.